

Halleische Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Verredition Halle, Schulzeustraße 17.

Halle a. S., Dienstag 8. Februar 1898.

Berliner Bureau: Schill 67, GrubenstraÙe 18.

Seitige Gebühren... Berlin, den 7. Februar 1898.

Deutsches Reich.

* Der Kaiser hörte gestern Morgen den Vortrag des Chefs des Militärdepartements, v. B. v. Bismarck...

* Der Kaiser geht, sich am nächsten Mittwoch nach Potsdam zu begeben, um den 9. Februar, an welchem Se. Majestät im Jahre 1877 zur Dienstleistung bei dem 1. Garde-Regiment...

* Am Geburtstag des Kaisers sendeten, wie die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ mitteilt, alle die Deutschen in Jerusalem und Jaffa, sowie die deutsche Kolonie Haifa die ehrerbietigsten Glückwünsche...

* Dem „Berl. Lokalan.“ wird aus Friedrichsruh gemeldet, daß zum Heutigen beim Fürsten Bismarck Graf und Gräfin Herbert Bismarck, sowie Generalleutnant Dronow eingetroffen sind...

* Die gestrige 26. Plenarsitzung des deutschen Landwirtschaftsvereins nahm ebenfalls die Resolution an, welche die Konkurrenzverhältnisse in Großen und Kleinen betrifft...

* Am 14. Februar tritt eine der Kommissionen des Wirtschaftlichen Ausschusses im Reichstag des Innern zusammen, um den produktionsstatistischen Fragebogen für die Lederindustrie festzustellen...

* Die in einer im Abgeordnetenhaus eingebrachten Interpellation aufgeworfene Frage nach dem Grunde, aus dem die Einbringung der in der Draymbe in Aussicht gestellten Vorlage wegen Regelung und Verbesserung des Dienstverhältnisses der evangelischen Geistlichen sich verzögert...

* Der geographische Ausschuss des Centralkomitees zu Berlin zur Unterstützung der durch Unwetter geschädigten Personen Deutschlands beschloß in seiner gestrigen, unter dem Vorsitz des Oberbürgermeisters Hesse abgehaltenen letzten Sitzung nachfolgende Beträge dem einzelnen Hilfskomitee zur Verfügung zu stellen...

* Seit Jahren erheben die an den sogenannten Mittelschulen angestellten Lehrkräfte eine Regelung ihrer Gehaltsverhältnisse und die Schaffung einer gesetzlichen Grundlage für die besonderen Einrichtungen dieser Lehranstalten...

* Der inzwischen bereits enthaupete Mörder des...

Matrosen Schulze in Flimo war, wie dem „N. N.“ berichtet wird, durch den deutschen Mannschaften verhaftet und diesen auch gefesselt worden. Infolge dessen ist auch kein Zweifel daran, daß der wirkliche Täter dingfest gemacht und bestraft wurde...

* In Brasilien ist wieder ein Deutscher von einem Brasilienser, noch dazu von einem Offizier, in brutalster Weise ermordet worden. Der Mordfall ereignete sich in Curitiba, dem Hauptorte des Staates Parana...

* Am dritten Weihnachtstage war, wie das alte deutsche Sittlichkeitsbuch im Theater Sauer und Abends Familienblatt, wozu nur geladene Gäste Zutritt hatten, trotz aller Vorbereitungen auch ein Offizier (dessen Name hier nicht genannt wird) in der Höhe von 1000 und gehörte zum 14. Kavallerieregiment eingang zu verstoßen. Ohne alle und jede Veranlassung wurde er mit dem nichts ahnenden, ruhig schlafenden Ludwig Adam anzuhandeln, suchte mit einem ihm geschickten Dolch vor dem Adam herum und sagte ihm nicht widerstehenden Worten er werde diesem den Dolch in den Unterleib stecken...

* Adam erlag nach 24 Stunden seinen Wunden unter unglücklichen Schmerzen. Der Verurteilte des Ermordeten wohnten nicht nur Deutsche, sondern auch Italiener, Polen und Brasilianer bei. Der Militärkommandant General Girard ließ sich die Mörder vorstellen und ihm seine Auszeichnung abnehmen, wodurch er aus dem Heere ausgeschlossen ist...

Parlamentarisches.

* Im preussischen Abgeordnetenhaus sind die Geschäftsverteilung für die nächsten Tage dahin getroffen worden, daß am 8. d. Mts. die erste Beratung des Gesetzentwurfes betr. Vermittlung von Staatsmitteln zur Beseitigung der Hochwasser-schäden, stattfinden soll...

* Zur Beratung der Militärärztergesetzgebung, in der bestenfalls Kommission des Reichstags hat das Centrum bezüglich des ersten Titels (Entschädigung der im Wiederanbahnverfahren freigesprochenen Personen) neue Anträge gestellt, und zwar in Anknüpfung eines mit dem Entwurfe mit einer geringeren Strafe belegten, Entschädigungen der für die Militärärzterverwaltung verlangten können, wenn die früher erlassene Strafe ganz oder teilweise vollstreckt war...

* In der am Sonnabend in Berlin abgehaltenen Sitzung des Central-Vorlages der national-liberalen Partei ist der Abg. Dr. Hammacher an Stelle des Herrn Hübner, der die Wiederwahl abgelehnt hatte, zum Vorsitzenden des Central-Vorlages gewählt worden.

* Die Budgetkommission des Reichstags genehmigte heute unversändert das Budgetantrag für das fidejuciarische Geschäftsbereich. Am Schluß der Beratung sprach Major v. Leutwein der Kommission seinen wärmsten Dank aus für das Verständnis, welches sie den Angehörigen der Kolonien entgegengebracht habe; er hoffe, die letzteren würden dem Mutterlande noch einmal von großem Nutzen sein.

Deutscher Reichstag.

34. Sitzung vom 7. Februar 1898.

Debatte über die dritte Lesung des Gesetzentwurfes wegen Aufhebung der Staatspflicht der Reichsbeamten des Reichs genehmigt.

* Es wird sodann die Beratung des Politikal's fortgesetzt. Bei dem Titel Politikal's wurde befristet. Am Schluß der Beratung sprach Major v. Leutwein der Kommission seinen wärmsten Dank aus für das Verständnis, welches sie den Angehörigen der Kolonien entgegengebracht habe; er hoffe, die letzteren würden dem Mutterlande noch einmal von großem Nutzen sein.

die aus dem Offiziersleben hervorragenden Forscher ihre Obliegenheiten durchaus erfüllen. Es liegt kein Anlaß vor, diese Einrichtung nicht aufrecht zu erhalten. Die Zahl der Militärpostämter sei ja auch seit 1885 unverändert geblieben, während die Zahl der Militärpostämter inzwischen außerordentlich gestiegen sei...

* Abg. Graf Stolberg (kon.) tritt dem Antrag entschieden entgegen, unter Hinweis auf die große Zahl der pensionierten Offiziere. Er würde sogar eine Verminderung der Zahl der Militärpostämter vorschlagen. Die Bewilligung dieser Summe sei eine vortreffliche. Nach einer Entgegnung des Abg. Koch und einer Replik des Abg. Graf Stolberg wird der Antrag Koch abgelehnt...

* Zum Titel „Post- und Telegraphenämterassistenten, Postfachbesitzer, Briefträger II. Klasse, Telegrafisten“ ist die Gehaltsbeschränkung bei den Telegrafisten...

* Beim Titel „Telegraphen- und Fernsprechgehilfen“ empfiehlt Abg. Hammacher, (natf.) diese Damen einer noch vermehrten Fürsorge des Staats zu unterwerfen.

* Abg. Singer (Soz.) bemängelt, daß ein Tagelohn von 3 Mark diesen Damen erst nach vollendetem 4. Dienstjahre gezahlt werde. Auch seien 40 Dienststunden pro Woche zu viel. Wie viele von den Gehilfen hielten es denn überhaupt 3 Jahre aus, um abdamn feil anzusetzen zu werden...

* Staatssekretär v. Podbielski: Man verlangt von mir Vergütung des Telefonbetriebes, und dann verlangt man wieder, daß ich die Gehälter erhöhe. Wie soll ich das machen; und wie ist das für ein Widerspruch?

* Abg. Singer (Soz.) bittet, die Fortbewahrung in dieser Beziehung nicht zu sehr zu bringen, gerade im Interesse der Frauen selber. Er lege diese Angelegenheit vertrauensvoll in die Hände des Staatssekretärs. Dem Publikum möchte er im Uebrigen empfehlen, bei der Handhabung des Telefons etwas rücksichtsvoller zu sein; es seien ihm schon viele Beschwerden dieser Damen zu Ohren gekommen.

* Abg. Müller-Sagan (fr. Wp.) bittet dringend, nicht eine Subvention zu bewilligen, hält einen Nebenamtlichen Telefonisten für zu anstrengend für die Gehilfen und vermahnt sich dagegen, daß gegen eine Verhinderung derselben das Verlangen des Publikums noch Berücksichtigung der ungelungen Fernsprechgehilfen gelten gemacht werde. Eine Gehaltsverhöhung sei nötig, aber nicht auf Kosten der Gesundheit der Gehilfen.

* Geheimrat Raab Echow protestirt dagegen, daß die Veranlagung auf die Gehilfen gesundheitlich nicht genug Rücksicht nehme. Das dies hinreichend geschehe, beweise die Anschaffung von Tischapparaten, und die anderweitige Konjunktur der Arbeiter behufs Vermeidung zu starkes elektrisches Licht. Die Veranschlagung der Gehilfen veranlagt werde? Dabei sei zu bedenken, daß man, was dem Laufe gewöhnlich sei, an manchen Stellen zu Doppelstellungen werde übergehen müssen.

* Der Titel wird hierauf genehmigt. Zum Titel „Unterbeamte und Bedienstete“ liegt die Resolution der Budgetkommission über die Erhöhung des Anfangsgehaltes der Unterbeamten von 800 auf 900 Mark und des Normalgehaltes von 900 auf 1000 Mark auf dem Wege eines Nachtgesetzes vor.

* Abg. Singer (Soz.) beantwortet einen Antrag, vom dem Nachtrag abzuziehen und die fraglichen Gehaltsverhöhungen sofort in den Tat einzuführen.

* Geheimrat Raab Echow will auf die budgetrechtliche Frage nicht eingehen, da die Stellung der Regierung hier bekannt sei. Zur Überlegung einer Bemerkung des Vorredners stelle er nur fest, daß der Kopf ständlicher Beamten das Gehalt in dem ersten Jahre des Amtsantrittes 20 Mark mehr betragen habe, als in dem letzten Jahre vorher.

* Abg. v. Scharhoff (Ab.): Wenn es nach Herrn Singer budgetrechtlich Anforderungen ginge, so würde sich der Reichstag zu einer Art Löwenrömer Konsent machen. Die Landvertragsstellen sind auf dem Lande die gefährlichsten Stellen. Eine mit ausgenommene bürgerliche Betition bittet geradezu darum, das Gehalt der Landvertragsstellen nicht zu erhöhen.

* Abg. Müller-Sagan (Str.): Budgetrechtlich muß ich doch darauf aufmerksam machen, daß im präsidenten Landtag die Erhöhung der Unterbeamtengehälter mit Zustimmung der Regierung nicht in den Tat einzuführen werden, aber solche außerordentliche Einrichtungen im Etat sind immer nur Ausnahmen gewesen, und wenn man auf andere Weise zum Ziel kommen kann, so ist das vorzuziehen. Deshalb halten wir die Resolution, wie es ja von Kollegen wieder vorgeschlagen worden ist, für das Richtige...

* Abg. Werner (Resp.) erklärt, nach Lage der Dinge für die Resolution stimmen zu wollen, aber wenn er auch auf das Wohlwollen des Staatssekretärs v. Podbielski, der sich dem Antrag des Staatssekretärs nicht, so fürchtbar, er doch im Vordergrund stehen müßte. Dieser verlangt noch gefahrten Urlaub für Unterbeamte und Landvertragsstellen.

* Abg. Hammacher (natf.) führt aus, es sei ihm, nördlich einem der ältesten Parlamentarier im Hause, kein einziger Fall bekannt, wo auf dem Lande die gefährlichsten Stellen. Eine mit ausgenommene bürgerliche Betition bittet geradezu darum, das Gehalt der Landvertragsstellen nicht zu erhöhen.

* Abg. Werner (Resp.) erklärt, nach Lage der Dinge für die Resolution stimmen zu wollen, aber wenn er auch auf das Wohlwollen des Staatssekretärs v. Podbielski, der sich dem Antrag des Staatssekretärs nicht, so fürchtbar, er doch im Vordergrund stehen müßte. Dieser verlangt noch gefahrten Urlaub für Unterbeamte und Landvertragsstellen.



[Nachdruck verboten.]

Das Wrack des Grosvenor.

37]

Roman von Elart Russell.

„Ja, beſonders Dich, Du Affe, der Du ja das Meißte thateſt.“ höhnte der Hochbootſmann und fuhr dann zu Jim gewandt fort:

„Was hältſt Du von meinem Gedanken, das Schiff nach England zu bringen?“

Cornith warf auf dieſe Frage einen beſtürzten Blick auf Forward und zuckte dann, vor ſich hinſtierend, ſtatt aller Antwort nur mit den Achſeln, wie wenn er ſagen wollte: „Die Idee hat Dir der Satan eingegeben, da könnte ich mich ja lieber gleich ſelbſt hier an der nächſten Kaanocke aufhängen.“

„Mir that er leid und deſhalb ſagte ich zu ſeiner Beuhigung jezt:

„Wiſſen Sie, Forward, Ihr Plan wäre ganz vortrefflich und mir aus der Seele geſprochen, aber leider liegt ſeine Unausführbarkeit auf der Hand. Ja, wenn jeder von uns Bieren ſechs Hände und ſechs Beine und die Kräfte von drei langen Johnsons beſäße, und wir außerdem Geſchöpfe wären, die deſ Schlafes vollſtändig entbehren könnten, dann ginge die Sache, ſo aber ſind wir nur armſelige Sterbliche, mit der Kraft eines Mannes und bedürfen der Ruhe zu unſerer Stärkung, wie eben jezt. Schlagten Sie ſich die Idee alſo aus dem Kopfe. Etwas Anderes wäre es, falls wir einem Schiff begegneten, welches uns mit ſechs Mann aushülfe, dann könnten wir weiter darüber ſprechen.“

„Schon gut,“ erwiderte er hierauf, „es war ja nur ſo ein plötzlicher Einfall, Sie haben ganz Recht, ausführen läßt er ſich nicht, es bleibt alſo bei den Bermudas.“

In dieſem Augenblick kehrte Miß Robertson zurück. Sie theilte uns mit, daß ſie ihren Vater ſchlafend gefunden habe, er aber nur ſehr ſchwach athme. Sie ſagte dies offenbar mit tiefer Bekümmerniß, beſtand aber darauf, das Steuer wieder zu übernehmen, trotz meiner inſtändigen Bitte, ſie möchte doch zu ihrer Veruhigung bei ihm bleiben. „Ich werde für Papa beſſer ſorgen und mehr in ſeinem Sinne handeln,“ ſagte ſie, „wenn ich Ihnen, ſo weit ich kann, hier oben helfe, bis Sie Ihre Arbeit beendigt haben; laſſen Sie mich meinen Poſten alſo wieder einnehmen.“

„Nun gut,“ erwiderte ſie lachend, „ſo thun Sie es, aber Sie ſind doch einer der ſchlimmſten Meuterer, man kann nicht anders, man muß Ihnen gehorchen. Maats, auch wir wollen nun wieder an die Arbeit!“

„Recht ſo,“ rief Forward, „vornwärts an das Bramſegel! ſcher Dich aus dem Wege, Steward!“

Die Ruhe, der Grog und der Tabak hatten unſere Kräfte wieder neu belebt. Wir ſtiegen mit einem Steertblock in das Tafelwerk und beſchlugen das Bramſegel, wenn auch nicht kriegſchiffmäßig, ſo doch auf alle Fälle ſicher.

Ein ander Ding war es aber nun mit dem von uns in Angriff genommenen Großſegel. Wir arbeiteten an ihm,

daß uns alle Glieder ſchmerzten. Es dauerte eine geraume Zeit, bis wir damit fertig waren und dann war es ſchließlich noch ſo, daß der erſte heftige Windstoß, der es traf, es aller Wahrſcheinlichkeit nach ſofort aus ſeinen Befestigungen herausreißen mußte.

Nachdem wir noch den Reſt der Segel, ſoweit wir ſie nicht für eine mäßige Fahrt brauchten, geborgen hatten, waren wir endlich fertig.

Die anbrechende Morgenämmerung fand das Schiff für ein etwa hereinbrechendes ſchweres Wetter bereit. Es war dies eine Leiſtung ohnegleichen, wenn man bedenkt, daß die koſtſtante Arbeit mitten in dunkler Nacht ausgeführt worden war, von drei Menſchen, von denen der eine ermattet war, durch einen vorangegangenen Kampf mit Meuterern, der zweite drei Tage in einem engen, ſtinkigen, total finſteren, von Ratten wimmelnden Kohlenloch geſeſſen hatte und der dritte durch einen Schlag mit einer Eiſenſtange ſo ſchwer am Arm verlegt war, daß jeder Andere an ſeiner Stelle vier Wochen unter Stöhnen und Wehzen in ſeiner Hängematte gelegen hätte.

Zwanzigſtes Kapitel.

Das Langboot.

Unſer nächſtes Geſchäft war, das Schiff in einen weſtlicheren Kurs zu bringen. Ehe wir aber an dieſe Arbeit gingen, ſahen wir uns den Himmel an.

Die Wolkentank, welche um Mitternacht niedrig und ſammengebalt geweſen war, hatte ſich jezt ſo weit ausgedehnt, daß ſie beinahe über unſern Köpfen ſtand. Die ganze große, eigenthümlich gleichförmige Wolkentank war bleifarben und fortwährend durchzuckt von Blitzen; Donner ließ ſich aber noch nicht hören.

„Dadrin ſteckt mehr, als uns vielleicht lieb ſein dürfte,“ murmelte der Hochbootſmann.

Ich hatte daſſelbe Gefühl; beſonders unheimlich war mir noch die ſchleichende Langſamkeit mit der das herankam. Die ganze Nacht hatte es gebraucht, um uns näher zu rücken.

„Ich überlege mir, Forward,“ ſagte ich, „ob wir das Schiff herumbringen ſollen oder nicht. Was meinen Sie?“

„Ich denke, wir können es wagen, wir ſind ja jezt genug, um uns dicht an den Wind zu legen, finden Sie das nicht auch?“

„Na, das iſt ſo eine Sache,“ erwiderte ich; „wenn Sie meinen, wollen wir dicht beim Winde braſſen, aber ich bin ziemlich überzeugt, wir werden ſpäter unſere liebe Noth haben, vor den Wind zu kommen.“

„Ja, das kann ſein, ordentlich blaſen wird es wohl, bis in die Mitte deſ Ozeans werden wir wohl geſagt werden.“

„Das vermuthe ich auch; ich wünſchte, wir wären weiter nördlich von den Bermudas; nun jedenfalls wollen wir inzwiſchen darauf zuſteuern und verſuchen, eine der Inſeln zu erreichen.“

„Es sind Felsen-Inseln, nicht wahr? Ich habe sie nie gesehen.“

„Ich auch nicht, aber es soll sich eine Schiffswerft der Yankee dort befinden, wie ich gehört habe. Nun wollen wir uns aber nicht weiter aufhalten und auf gut Glück wenden.“

Da das Schiff nur wenig Fahrt machte bei dem schwachen Winde und der geringen Leinwand, die ihn fangen konnte, dauerte das Manöver ziemlich lange. Nachdem es aber endlich ausgeführt war und nun nichts weiter für uns zu thun blieb, übergab ich Cornish das Rad und schickte den Steward in die Küche, uns Frühstück zu bereiten. Forward bat ich, noch einmal einen Blick auf die Pflocke in den Bohrlöchern zu werfen, damit sie nicht etwa, falls das Schiff sehr schwer arbeiten sollte, herausgedrückt würden.

Ich stellte nun Miß Robertson vor, daß es nichts mehr gäbe, was sie noch auf Deck zurückhalten könnte und dankte ihr für ihre großen Dienste, die sie uns geleistet hatte. Diesmal ließ sie sich willig von mir bis an die Thür ihrer Kajüte führen.

„Wollen Sie mir versprechen, sich jetzt hinzulegen und zu schlafen?“ sagte ich.

„Regen will ich mich wohl,“ erwiderte sie, „ob ich schlafen kann, weiß ich nicht.“

„Hoffentlich gelingt es Ihnen, wenn Sie sich sagen, daß Sie Ihrer Gesundheit nicht durch Mangel an Ruhe und Schlaf Schaden dürfen; jetzt, wo Sie sich wieder pflegen können. Das Leben liegt hoffnungsvoll vor Ihnen und jede Stunde kann uns ein Schiff zuführen, welches uns aufnimmt. Bitte denken Sie doch daran.“

„Ja, das will ich thun,“ sagte sie lächelnd wie ein artiges Kind und reichte mir ihre Hand, die ich ehrerbietig küßte. Als ich wieder auf Deck zurückkehrte, bot sich mir ein ebenso wunderbarer, wie beklemmender Anblick.

Die Sonne war hinter dem ungeheuren Wolkenwall aufgegangen und während sie selbst hinter diesem unsichtbar blieb, warf sie doch tausend golden glänzende Strahlen hinter dem Rande der dicken Mauer hervor. Dieses wundersame Licht hatte aber nur die Wirkung, den Wolkenball noch unheimlicher zu machen.

Auch der Ocean erschien nicht weniger düster, als der Himmel; ein Schatten, so tief wie die Nacht, lagerte darauf und unter der schweren, bleiernen Decke über ihm, sah er geradezu beängstigend aus.

Nach der Wetterseite blickend, wo der Schatten auf der See am tiefsten war, glaubte ich einen dunklen Gegenstand zu erkennen, ähnlich einem Schiff mit schwarzem Segel. Ich machte Cornish darauf aufmerksam und auch er sah es; um Genaueres unterscheiden zu können, holte ich mein Teleskop. Als ich daselbe kurze Zeit auf den Fleck gehalten hatte, stieß ich überrascht und bestürzt den Ruf aus: „Es ist das Langboot!“

Cornish drehte sich so schnell um, als ob er von hinten einen Schlag bekommen hätte. „Mein Gott,“ sagte er, „denen ist das Urtheil gesprochen, wenn das Wetter kommt.“

„Wem denn?“ fragte Forward, der mir eben zugerufen hatte, daß unten Alles in bester Ordnung sei.

„Nun kommen Sie nur hierher, dort ist das Langboot!“ Er war mit ein paar Sprüngen an meiner Seite, sah umher, konnte aber nichts entdecken, bis ich ihm das Glas gab, dann sagte er:

„Kein Zweifel, Sie haben recht; nun wohl, so werden wir noch einen Kampf zu bestehen haben, es steuert auf uns zu und

wenn es nur etwas mehr Wind bekommt, wird es uns wahrhaftig überholen.“

„Besteres ist möglich,“ erwiderte ich; „einen Kampf mit uns haben sie aber wohl kaum im Sinn. Ich denke, das Aussehen des Wetters gefällt ihnen nicht, sie werden uns gern entern wollen, um ihr Leben zu retten, nicht aber um das unsere zu nehmen.“

„Ganz sicher,“ stimmte Cornish ein; „ich glaube, daß Keiner von ihnen mehr zum Meutern aufgelegt sein wird, nun Stevens todt ist. Ich will mein Leben verwetten, daß sie fleißig arbeiten würden, gerade so, wie ich es gethan habe, wenn Sie um ihretwillen beitreten und sie wieder aufnehmen wollten.“

Weder ich, noch der Hochbootsmann erwiderte hierauf etwas.

Daß sie augenblicklich ganz gefügig sein würden, wenn wir sie aufnahmen, davon war auch ich überzeugt. Der bedeutende Kraftwuchs hätte uns nur willkommen sein können; aber es waren nun einmal Schufte, denen man nicht über den Weg trauen durfte. Hatten sie erst wieder ein Gefühl der Sicherheit, nach glücklich überstandnem Sturm, so waren der Hochbootsmann und ich keine Stunde mehr des Lebens sicher; so lange wir da waren, blieb für die Bande die Furcht bestehen, über kurz oder lang den englischen Gerichten ausgeliefert zu werden. Wir wären reine Thoren gewesen, hier Mitleid walten zu lassen.

Die Blitze nahmen jetzt an Stärke zu und zum erstenmal hörten wir das dumpfe Grollen des Donners.

„Das bedeutet,“ sagte Forward, „daß es noch ein gutes Stück fern ist. Wenn der Mensch, der Steward, sich nur beeilen wollte, daß man noch frühstücken könnte, ehe es losgeht.“

Noch während er sprach, erschien aber schon der Steward mit einer großen Kaffeekanne. Er setzte sie auf das Oberlicht und brachte auch bald Fleisch, Butter und Brod. Mit wahren Heißhunger fielen wir über die Mahlzeit her.

Da ich zuerst fertig war, übernahm ich das Rad und schickte Cornish, sich ebenfalls zu stärken; dann befahl ich dem Steward frischen Kaffee zu kochen und ihn warm zu stellen, auch für die Robertsons ein gutes Frühstück bereit zu halten.

Als ich am Rade stand, mußte ich oft gähnen, die Augen waren mir vor Müdigkeit ordentlich wund, das erschreckend drohende Aussehen von Himmel und Wasser hielt mich aber völlig wach.

Jeden Augenblick wurde es dunkler, eine Todtenstille trat ein, das Schiff lag bewegungslos auf dem Wasser.

Forward kam jetzt zu mir. Er starrte eine Weile in der Richtung des Langboots und sagte dann:

„Sehen Sie einmal dorthin, das Langboot scheint im Regen zu verschwinden.“

Ich wandte mich um und sah es schon nicht mehr. Das Wetter kam, es ging los. Der Horizont war aschgrau von Regen, es sah aus, als ob kochender Dampf dem Meer entstiege.

„Das Schöpfen wird ihnen warm machen,“ bemerkte Forward grimmig.

„So lange bis sie Alle kalt sind,“ fügte ich herzlos hinzu, „das Wetter übersteht das Boot nicht. Bitte, nehmen Sie doch einen Augenblick das Rad, ich will mir meine Delfachen holen.“

Nach wenigen Minuten war ich wieder zurück und nun ging auch er, um sich für das Wetter passend zu kleiden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Monat Ramasan.

Wieder liegt Konstantinopel im tiefsten Schnee — seit langen Jahren hat es hier keinen so bestiaen Winter gegeben. Es ist ein wunderbares, unvergleichliches Bild — besonders drüben, dieses stumme, schimmernde Stambul. Alles ist weiß, mit dicken Schneehäuben verhüllt — das ganze Goldene Horn mit den Hunderten von Masten der Segler, den dicken Schornsteinen der Kriegsschiffe, den Tausenden von Kariks, welche seit vielen Tausenden von Tagen zum ersten Mal wieder außer Thätigkeit gesetzt sind, da Niemand wagen würde, sich diesen schlanken Ruzschalen zu einer Fahrt durch den Schneesturm anzuvertrauen. . . . Und nun ist der Sturm vorüber, Frau Sonne steigt aus dem Bette der kleinasiatischen Bergeswolken lächelnd hervor und zerreißt mit grazöser Hand das winterliche Bild.

Aber unbeweglich, todtensill bleibt Alles wie zuvor. Denn wir sind jetzt im Ramasan, in der türkischen Fastenzeit. „Der Monat Ramasan,“ sagt das Gesetz, „ist der Monat, in welchem der Koran offenbart wurde, als Leitung für die Menschen, als deutliche Lehre des Guten. Der Monat Ramasan werde darum von denen, die gegenwärtig sind, gefastet. Begehret, was Gott Euch erlaubt, eßet und trinket, aber nur bei Nacht, so lange, bis man beim Morgenstrahle einen weißen Faden von einem schwarzen unterscheiden kann. Dann haltet Fasten bis zur Nacht. Dies sind die von Gott gesetzten Schranken, kommt ihnen nicht zu nahe.“ Selbst das Baden ist verboten. Ausgenommen sind Kinder unter sieben Jahre, Kranke, Reisende, Soldaten im Felde; auch bemerkte der Prophet, es dürfte sich Niemand durch Fasten an seiner Gesundheit schädigen oder zu wichtigen Arbeiten untauglich machen. Das Fasten, das zum Andenken an die Flucht Mohameds in die Wüste gehalten wird, dauert dreißig Tage und endet mit dem großen Freudenfest Bairam. Der Tag, an welchem Ramasan beginnt, wird vom Kadi von Stambul bestimmt und durch kaiserliches Erbe sanktionirt. Gleichzeitig erscheint ein zweites Erbe, welches die Auszahlung eines Monatsgehaltens an die Beamten anordnet. Die Beamten des Staates erhalten oft fünf, sechs Monate keinen Gehalt, die Militärs warten noch länger darauf. Aber Ramasan giebt's sicher einen. Dieser Monatsgehalt heißt daher auch Ramasan maafshi, Ramasan-Gehalt. Kaum ist das Geld an der Kasse der Klemter behoben worden, so beginnt ein Rennen einkaufslustiger Türken in Stambul, Galata, Pera. Man versorgt sich für den ganzen Monat mit Eßen und Getränken; da sieht man selbst Waschas Geflügel oder Gemüse kaufen und eigenhändig nach Hause transportiren. Dann ertönt der erste Kanonenschuß, das Eßen beginnt und dauert die ganze Nacht. Früh um 4 Uhr nach unserer Zeitrechnung aber verkündet abermals ein Kanonenschuß, daß das Fasten seinen Anfang nimmt. Die türkischen Stadttheile zeigen isofort das charakteristische Bild des Ramasans. Den halben Tag über sind die Straßen todtensill, die türkischen Magazine und Buden bleiben bis 2 Uhr Nachmittags oder wenigstens bis Mittags geschlossen, die türkischen Restaurationen öffnen ihre Pforten gar erst am Abend. Das Leben eines guten Moslims während dieser dreißig Tage ist das süßeste Nichtsthun. Der Handel bleibt stationär unter den Mohamedanern und den mit ihnen in Verkehr kommenden Geschäftsleuten. Man sieht die Leute doch nur Nachmittags für einige Minuten; und da sind sie gelangweilt, hungrig, auf jede Frage haben sie nur ein Achselzucken, schauen nur auf die Uhr, ob die Zeit des Essens nicht bald heranrückt. Selbst die Staatsämter arbeiten fast gar nicht, kaum daß die Post und das Zollamt einige Stunden machen. Ein kaiserlicher Befehl ordnet zwar an, daß die Beamten bei schwerer Geldstrafe wenigstens von 12 Uhr Mittags bis 3 oder 4 Uhr Nachmittags in den Bureauz sein müssen; aber sie thun da nichts als gähnen und gähnen. Hilbig selbst und Hohe Pforte haben im Ramasan ein verändertes Aussehen. Die wichtigsten Angelegenheiten werden verschoben — „auf Bairam“ heißt es stereotyp. Verlangt man dringende Auskunft, so werden die guten Moslims böse und sagen: „Brak Allah seversan bu mubarek gün!“ (Laß mich doch, wenn Du Gott liebst, in Ruhe an diesem heiligen Tage!)

Und endlich naht die Stunde des Sonnenuntergangs. Hinter dem Hügel des Daud Pascha verschwindet das glühende Gestirn. In den Straßen herrscht reges Leben. Alles eilt nach Hause, in den Händen aus großen, bunten Sacktüchern gefaltete Packete haltend, in welchen sich ein buntes Durcheinander von Fleisch, Obst, Raschwert befindet. Zu Hause setzt man sich er-

wartungsvoll zu Tische, dreht sich die Cigarette zurecht, nimmt schon die Löffel in die Hand, die er greift das Glas mit Limonade. Und dann, plötzlich, fährt Alles jäh zusammen, die Mienen erheitern sich, von Lophane und Taschkidla ertönt der erlösende Kanonendonner. Zur selben Minute greifen in ganz Konstantinopel, ja überall, wo Mohamedaner wohnen, Hunderttausende, Millionen Hände gierig nach dem ersten Bissen, klapperts in allen Häusern mit Tellern und Köffeln. Dieses Eßen wird Ystahr genannt. Im Palais werden die Minister der Reihe nach dazu eingeladen. Die in der Hauptstadt garnisonirenden Soldaten werden ebenfalls der Reihe nach in Hilbig auf einem großen Platz vor dem Palast in eigens errichteten Bauten gespeist und darauf mit Geld beschenkt. Im Uebrigen giebt's keine Einladungen zum Ystahr, aber jedweder Fremde, hoch oder niedrig, ist willkommen, und es gilt dies Kommen zum Ystahr als ein gutes Werk für Geber und Nehmer. Für Europäer hat solch ein Ystahr einen besonderen Reiz. Schon die Erwartung des Kanonenschlages und das jähe Zugreifen ist interessant. Neben jedem Bestekt liegt ein Ramasan-Simit, ein großer, mit Semelförnern bestreuter Kringel; der bildet den Anfang des Essens. Dann kommt ein buntes Gemisch von Fleisch, Reis, Geflügel, Rettigen, Käse, süßen Speisen, Oliven, alles wird durcheinander gespeist. Als Getränk dient Ranki Kawal, Wasser aus einer Hochquelle bei Konstantinopel. Nach dem Eßen erhebt man sich, nimmt den Kaffee und sßt eine Viertelstunde summg da. Dann geht man im Gänsemarsch und unter tiefen Verbeugungen fort. Der Hausherr zieht sich in seine Dschübe, seine Stube, zurück, und raucht noch, mit kreuzweis gelegten Beinen auf dem Divan ruhend, gedankenlos, gedankenvoll seine Nargilleh.

Im Monat Ramasan ist der gute Moslim frömmer als je. Mit besonderer Andacht verrichtet er seine Waschungen und Gebete. Mit viel größerer Aufmerksamkeit noch als sonst hört er den Mollahs zu, welche in den Dschamis oder Moscheen die Verse des Korans rezitiren oder erläutern. Im Palast des Sultans finden täglich ein paar Stunden lang geistreiche Koran-übungen der hervorragenden Gelehrten statt; der Sultan wohnt diesen Exerzitien in einem Zimmer nebenan bei — alles hörend, selbst aber Allen unsichtbar; die Gelehrten werden dann reich beschenkt entlassen. Auf Kosten des Sultans werden vor Ramasan viele Tausende Softas aus der Hauptstadt in ihre Heimathsorte befördert, um dort während des Fastenmonats zu lehren und zu predigen; das ist eine gute Ausrede, diese ewig unruhige, ewig unzufriedene Studentenschaft aus Stambul fernzubalten, wenn der Sultan am 15. Ramasan — das eine Mal im Jahre — ausfahren muß, um im alten Sferai den dort aufbewahrten Mantel des Propheten zu küssen. Der Ramasan ist immer ein gefürchteter Monat gewesen; fast alle Aufstände haben im Ramasan stattgefunden. Gewöhnlich wird auch im Ramasan ein Ministerwechsel entschieden und am Bairam verkündet. Für die Armen ist der Ramasan nicht minder eine Zeit des Nichtsthuns als für die Reichen. Während aller dreißig Tage bekommen sie Fleisch, Brod, Reis, Obst gratis, theils durch Spenden des Sultans und des kaiserlichen Sarems, theils durch Spenden der Funktionäre oder reicheren Wohlthäter. In den Imarets, den Volksküchen, wird allabendlich Gratts-Eßen verabfolgt. Diese Stätten sind diesmal, wo der Winter ein so strenges Regiment führt, doppelt und dreifach besucht von hungernden und frierendem Volk.

Der Ramasan ist den Türken Fastenzeit und Karneval in Einem. Des Tags fastet man sich, Nachts wird gejubelt. Die Straßen sind beleuchtet, die Minarete der Moscheen alängen im Schimmer von Tausenden bunter Lampions. Von Ystahr weg geht man zuerst in die Dschami zum Nachtgebet, welches zwei Stunden nach Sonnenuntergang stattfindet. Aber auch späterhin, ja die ganze Nacht hindurch bleiben die Moscheen während des Ramasans offen. Besonders nach der Aja Sophia drängen sich die Massen. Eine Bitte, dort in einer Nacht des Ramasans während des Gebets ausgesprochen, geht unfehlbar in Erfüllung. Während des Gebets erhält deshalb kein Nicht-mohamedaner Einlaß — der könnte vielleicht bitten, daß auf der Aja Sophia statt des Salbmotes wieder das Kreuz funkelte, — und der Wunsch müßte in Erfüllung gehen. Aber außer der Gebetsstunde verdrängt ein Wackdichit bald Eingang. Der Blick ist wunderbar. Der ungeheure Raum ist blendend beleuchtet durch Zehntausende von Lämpchen und Lichtern. Flammende Inschriften verkünden, daß nur Ein Gott sei und Mohamed sein Prophet, daß Gott der Herr, das Licht des Himmels und der Erde! . . . Die unermesslich scheinenden Hallen sind nicht verringert durch Bänke, der Moslim braucht

wahr-
pf mit
se, das
s gern
um das
e, daß
d, nun
daß sie
habe,
nehmen
hierauf
enn wir
euten de
über es
in Weg
Sicher-
r Hoch-
sicher;
nde die
erichteten
en, hier
stimmal
i gutes
nur be-
sgeht.“
sterward
berührt
wahren
nd und
ch dem
stellen,
reit zu
Augen
redend
ich aber
lle trat
in der
int im
Das
au von
Meer
bemerte
hingur,
en Sie
schaffen
nd nun
t.

leiste Wank, er verrichtet seine Gebete stehend oder knieend oder am Boden liegend. Ein Ruf des Imams ertönt, und viele Tausende sinken inbrünstig zur Erde als wären sie Alle nur Einer. Ein Ruf des Imams ertönt, und viele Tausende schnellen gleichzeitig empor. Ueberall herrscht hier die Atmospäre eines treuen, fanatischen Glaubens. Der Dichterglanz ist es nicht, die gedruckten oder gestickten Inschriften mögen es auch nicht sein, was das Volk bezaubert und berückt. Es ist der eingeborene blinde Gehorsam, der Glaube ohne Willen.

Allerlei.

Der jugendliche Tenorist Abel, der augenblicklich im Mannheimer Hoftheater auftritt, ist ein sehr temperamentvoller Herr. Seine Kritik seiner noch sehr minderwertigen Leistungen verbittet er sich durch — Stockschläge. Da er sogar Frauen damit bedenkt, hat er offenbar nicht das Feuer zu einem jugendlichen Liebhaber. Die Theaterkritiken für das Mannheimer Tageblatt schreibt in Vertretung ihres kranken Mannes Herrn Richard seine Frau, eine ältere Dame. Nun wurde in einer Abendunterhaltung des Gesangvereins „Viedertranz“ von Mitgliedern des Hoftheaters die Suppésche Operette „Das Pensionat“ aufgeführt. Ueber die Leistung des Tenoristen Abel, der mitwirkte, äußerte sich Frau Richard in ihrer Besprechung der Aufführung wie folgt: „Wenn die Darstellung erster Aufgaben Herrn Abel schon so große Schwierigkeit bereitet, so scheinen die heiteren Genres fast unüberwindbar für ihn zu sein, denn die Unbehilflichkeit seines Spiels war eine kaum glaubliche. Diese Kritik scheint Herrn Abel furchtbar in Harnisch gebracht zu haben, denn er drang in die Richard'sche Wohnung ein, verlegte der Hausfrau, die seine Mutter sein könnte, einen Stockschlag und Faustschlag und warf ihr eine zusammengeballte Zeitung ins Gesicht. Als Frau Richard um Hilfe rief, entstand der „Rächer seiner Ehre“ eilfertig. Leider hat der widerliche Auftritt, der dem jugendlichen Liebhaber von Madausen die verdiente Strafe bringen wird, eine ernste Verschlimmerung der Krankheit des Herrn Richard zur Folge gehabt.

Eine Frau mit Königen-Augen. In der Stadt Narbonne in Frankreich wurde vor Kurzem eine höchst wunderbare Entdeckung gemacht. Es existiert dort eine Frau, die thafschlich im Glauze total undurchsichtig sind, so klar hindurchzusehen, als gingen von ihren Augen die berühmten Königenstrahlen aus. Dr. Ferroul in Narbonne, der von der seltsamen Gabe der Frau Kenntnis bekam, überzeugte sich von der Wahrheit des Gehörten und theilte die merkwürdige Entdeckung sofort seinem Kollegen, dem wohlbekannten Gelehrten Dr. Graffet in Montpellier, mit. Dieser schüttelte zwar bedenklich sein weißes Haupt, ließ sich aber doch herbei, die Sache einer Prüfung zu unterziehen. Er schrieb ein paar Zeilen mit absonderlichem Inhalt in französischer Sprache auf starkes Papier, fügte noch ein Wort in deutscher, eins in russischer und eins in griechischer Sprache hinzu, und den dreifach zusammengefalteten Bogen dann noch in Stagnol wickelnd, steckte er ihn in ein vollkommen undurchsichtiges Couvert, das er mit seinem Siegel verschloß. Das Ganze wurde in ein größeres Couvert gethan und mit einem erklärenden Schreiben an Dr. Ferroul gefandt. Dieser begab sich sogleich nach Empfang des Briefes, den er in der inneren Buntfalte seines Paletots verbarg, zu seiner „Entdeckung“ und forderte die Frau auf, zu ihm nach Hause zu kommen, da er dort den Probebrief von Dr. Graffet habe. Das Phänomen musterte den Doktor mit seinen durchdringenden Blicken und fragte ihn dann ganz ruhig, ob das Schreiben mit dem schwarzen Siegel, das er in der Tasche trage, nicht der Probebrief sei. Betroffen zog Dr. Ferroul nun das Couvert hervor und mühselos entzifferte die Frau die von Dr. Graffet niedergeschriebenen Zeilen. Die fremden Worte erklärte sie, nicht lesen zu können, bezeichnete aber mit dem Finger genau die Stelle, auf der sie standen, außerdem konstatierte sie auch, daß der Briefbogen in silberglänzendes Papier eingewickelt sei. Die Probe war also brillant befallen. Obwohl nun Dr. Ferroul ein Mann von unantastbarer Glaubwürdigkeit sein mag, so fühlt man sich doch veranlaßt, an der Wahrheit dieser märchenhaft klingenden Mitteilung starke Zweifel zu hegen.

Ein rotirender Palast soll den Glanz- und Hauptattraktionspunkt der Pariser Weltausstellung bilden, so wie auf der vorhergehenden der Eiffelturm und auf der Chicagoer Ausstellung das große Schaufelrad. Der Palast soll aus einem sechseckigen Gebäude von 105 Meter Höhe bestehen, welches 25 Stockwerke enthalten wird. Der ganze Palast wird mit Glas, Nickel- und Aluminiumblech bedeckt sein und mittelst 2000 Glüh- und 2000 Hogenlampen beleuchtet werden, welche so angeordnet sind, daß sie die vielen Thürmchen, Säulen, Balkone und Statuen zur vollen Wirkung bringen. Im untersten Stockwerk soll ein Glodenpiel von 64 Glocken, sowie ein mächtiges, durch Druckluft betriebenes Drehstirn Aufnahme finden. Das ganze Gebäude soll sich auf einem Zapfen drehen, wobei es durch hydraulische Apparate die Bewegung erhält, und zwar derart,

daß es eine Umdrehung pro Stunde macht. Die Besucher können also, ohne ihren Platz zu verlassen, das ganze Panorama der Ausstellung und der Stadt langsam an sich vorbeiziehen lassen.

Die Sorgen des Sultans. Der türkische Staatsangehöriger veröffentlicht ein Edikt des Sultans, welches die Anwendung des Dezimalsystems während des „Ramadan“ — der 30 Tage dauernden türkischen Fastenzeit — streng verbietet. Das türkische Volk, sagt das Edikt, hat sich noch nicht an das Dezimalsystem gewöhnt und wird deshalb oft bei den Einkäufen betrogen. Da nun während des Fastenmonats Einkäufe im Großen gemacht werden, kann es für das Volk nur von Vortheil sein, wenn wieder das alte Maß- und Gewichtssystem eingeführt wird. Nach Beendigung der Fasten will der Sultan selbst prüfen, welches von den beiden Systemen das bessere ist.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Vesperechnungen nach Auswahl vorbehalten.

Von der in allen vornehmen Kreisen so beliebten reich illustrierten Familienzeitschrift „Reclams Universum“ ist soeben wieder ein Heft erschienen, das durch die Gediegenheit seines Inhaltes ebenso sehr überrascht wie durch seine Reichhaltigkeit und die meisterhafte Ausführung der Illustrationen. Außer den Fortsetzungen der Romane von Emil Reichlau, Champol und der genialen Korwegerin S. Lagerlöf enthält das vorliegende 10. Heft eine höchst ergötzliche Humoreske der gefeierten Erzählerin Cufemia von Adlersfeld-Balkeström, ferner einen Aufsatz von F. Veraton über die russische Bildhauerin Theresia Fedorowna Nies mit interessanten Illustrationen, eine Biographie Karl von Holteis zu dessen 100. Geburtstag aus der Feder Karl Buffes mit zwei bisher wenig bekannt gewordenen Bildnissen des Dichters, endlich eine gleichfalls illustrierte Beschreibung des neuen Kongomuseums in Teroueren bei Brüssel. Die „Nimbuschau“ des Heftes bringt u. A. längere Artikel über Hermann Grimm, über ein Fundel der romanischen Baukunst in den Rheinlanden (die Kirche zu Schwarzheindorf), über die Luftseilbahn nach Klondike, über die älteste Pianofortefabrik Deutschlands, über die ersten Stahlfedern u. Aus dem Bilderdruck des Heftes heben wir nur die Kunstabbeilagen „Natterglück“ von Edmund Schwarzer, „Winter“ von S. Meyer-Kauff, „Vor dem Geber“ von Fr. Roubaud, ferner Aug. Dieffenbachers „Heimkehr“ und Max Kurths interessante Darstellung „Ein Krankenbesuch der Kaiserin Augusta Viktoria in Kissingen“ hervor. Und Alles das erhalten die Abonnenten für nur 60 Pfennig!

Geschichte der Weltliteratur nebst einer Geschichte des Theaters aller Zeiten und Völker. Herausgegeben von Julius Hart. Erscheint in 40 Lieferungen zum Preise von je 30 Pf. und umfaßt ca. 120 Druckbogen mit 825 Abbildungen und 16 Tafeln in feinstem Farbendruck. Auch zu beziehen in 2 hochfeinen Leinenbänden zum Preise von 15 Mk. Verlag von F. Neumann in Neudamm. Von dem groß angelegten Werke „Julius Hart, Geschichte der Weltliteratur“ liegen nunmehr die Lieferungen 11 bis 16 vor, in denen die römische Literatur in ihren nach glänzendem Eintagsleben in der Treibhausluft des augusteischen Zeitalters rasch eingetretenen Niedergange und Verfall und die Anfänge der christlichen Literatur, ferner das mächtige Aufblühen der arabischen Geisteskultur und die neuerpöetische Poesie mit vielen Schrift- und Illustrationsproben nach den berühmtesten Originalen vorgeführt werden. Der günstige Eindruck, den die ersten zehn Lieferungen hervorgerufen haben, wird durch die heute vorliegenden sechs weiteren Hefte nur noch verstärkt. Julius Hart hat uns in seiner „Geschichte der Weltliteratur“ ein Werk beschert, das im besten Sinne populär genannt werden darf. Es zwingt zum Mitdenken und regt unwiderstehlich zum Nachdenken an, wie selten ein wissenschaftliches Buch vermag. Der Gebildete, der sich weiterbilden will, der nach einem festen Urtheil über alte und neueste Erscheinungen der Literatur tastend sucht, der findet in Julius Hart einen wegsicheren Führer. Diese Literaturgeschichte ist eins der seltenen Werke, die man mit gutem Gewissen als ein wirkliches Haus- und Familienbuch bezeichnen und empfehlen darf. Die erste Lieferung, welche außerordentlich reichhaltig ausgestattet und mit 3 Farbentafeln geziert ist, wird von der Verlagsbuchhandlung auf Verlangen umsonst und postfrei versandt, so daß Jedermann in der Lage ist, sich ein Urtheil zu bilden.

Für unsere Kleinen. Illustrierte Monatschrift für Kinder von 4 bis 10 Jahren. Herausgegeben von G. Chr. Dieffenbach. Pro Jahrgang 12 Nummern. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. (Preis pro Vierteljahr (3 Nummern) 0,60 Mk.; pro Jahr in elegantem Einband 3 Mk.) Von dieser allgemein beliebten, jetzt im 14. Jahrgange erscheinenden Kinderzeitschrift erhalten wir soeben die 4. und 5. Nummer; auch diese Hefte legen von der Vortrefflichkeit der Monatschrift in textlicher und bildlicher Beziehung berechnetes Zeugnis ab, und wir machen Eltern und Erzieher von Neuem auf die gediegene und wohlfeile Zeitschrift aufmerksam.

Regentorax-Neubauer: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Ziehe. Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.